ÉLOGE DU MAQUILLAGE

Charles Baudelaire

Ein Lied, so trivial und unbeholfen, dass man es kaum in einer Arbeit zitieren kann, die Anspruch auf Ernsthaftigkeit erhebt, gibt - im Stile des Vaudeville - sehr gut die Ästhetik jener Menschen wieder, die nicht denken: *«Die Natur verschönt die Schönheit!»* Der Dichter, wäre er des Französischen nur mächtig gewesen, hätte sagen können: *«Die Einfachheit verschönt die Schönheit!»,* was auf unerwartete Weise der Wahrheit gleichkommt: Das *Nichts* verschönt das, was ist.

Die meisten Irrtümer über das Schöne entstammen den falschen Moralvorstellungen des 18. Jahrhunderts. In jener Zeit wurde die Natur als Grundlage, Quelle und Urbild alles Guten und Schönen verstanden. Die Verneinung der Erbsünde trug nicht wenig zur allgemeinen Blindheit jener Epoche bei. Wenn wir uns jedoch einfach an das Offensichtliche halten, an die Erfahrung aller Zeiten und an die Gerichts-Berichterstattung, so sehen wir, dass die Natur nichts oder beinahe nichts lehrt; das heisst, sie *zwingt* den Menschen zu schlafen, zu trinken, zu essen und sich schlecht und recht gegen die Unbill der Witterung zu schützen. Und sie ist es auch, die den Menschen drängt, seinesgleichen zu töten, zu verspeisen, einzusperren, zu verfolgen; denn sobald wir den Bereich der Notwendigkeit und der Bedürfnisse verlassen, um denjenigen des Luxus und der Vergnügen zu betreten, stellen wir fest, dass die Natur nur zum Verbrechen raten kann. Diese unfehlbare Natur ist es, die den Vatermord und die Menschenfresserei geschaffen hat und tausend andere Scheusslichkeiten, die zu benennen uns Scham und Zartgefühl verbieten. Die Philosophie (ich spreche von der guten) und die Religion befehlen uns, arme, leidende Verwandte zu ernähren. Die Natur (die nichts anderes als die Stimme unseres Eigennutzes ist) befiehlt uns, sie umzubringen. Sehen Sie sich einmal alles an, was natürlich ist, und untersuchen Sie es gründlich, alle Handlungen und Begierden des rein natürlichen Menschen. Sie werden nur Entsetzliches finden. Alles Schöne und Edle ist das Ergebnis von Vernunft und Berechnung. Das Verbrechen, auf dessen Geschmack das menschliche Tier schon im Bauch seiner Mutter gekommen ist, ist ursprünglich natürlich. Die Tugend dagegen ist *künstlich,* übernatürlich, denn zu allen Zeiten und bei allen Völkern waren Götter und Propheten nötig, um die vertierte Menschheit zu belehren; der Mensch *allein* wäre unfähig gewesen, die Tugend zu entdecken. Das Böse geschieht mühelos, *natürlich,* schicksalhaft; das Gute ist immer das Erzeugnis einer Kunst.

Alles, was ich über die Natur als schlechte Beraterin in Sachen Moral und über die Vernunft als wahre Erlöserin und Erneuerin sage, lässt sich auf den Bereich des Schönen übertragen. So komme ich dahin, den Schmuck als ein ursprüngliches Adelszeichen der menschlichen Seele zu betrachten. Die Rassen, welche unsere verwirrte und verderbte Kultur mit lächerlichem Stolz und Überheblichkeit gerne als Wilde behandelt, verstehen ebensogut wie das Kind die hohe geistige Bedeutung der Toilette. Der Wilde und der Säugling bezeugen durch ihr naives Sehnen nach Glänzendem, nach buntem Federwerk, nach schillernden Stoffen, nach der höchsten Majestät künstlicher Formen also, ihre Abneigung gegen das Natürliche und beweisen so, unwissentlich, die Geistigkeit ihrer Seele. Unglück über den, der wie Ludwig XV. (der nicht das Produkt der echten Kultur, sondern eines Rückfalles in die Barbarei war) die Verderbtheit so weit treibt, dass er nur noch die *schlichte Natur* mag!

Die Mode muss also als ein Zeichen der Hinneigung zum Ideal verstanden werden, das sich im menschlichen Gehirn durchsetzt gegen alles, was das natürliche Leben dort an Grobem, Irdischem und Schmutzigem aufgehäuft hat, als sublime Umformung der Natur, oder als ständiger, fortwährender Versuch, die Natur umzugestalten. Vernünftigerweise hat man auch bemerkt (ohne den Grund dafür zu erkennen), dass alle Moden reizvoll sind, das heisst verhältnismässig reizvoll, wobei jede ein neues, mehr oder weniger geglücktes Streben nach dem Schönen ist, eine wie auch immer geartete Annäherung an ein Ideal, nach dem sich der unbefriedigte menschliche Geist ununterbrochen sehnt. Aber die Moden sollen, wenn man sie wirklich schätzen will, nicht als tote Dinge betrachtet werden; denn sonst könnte man ebensogut den Plunder bewundern, der schlaff und unbeweglich wie die Haut des heiligen Bartholomäus im Schrank des Lumpenhändlers hängt. Man muss sie sich beschwingt und belebt durch die schönen Frauen, die sie trugen, vorstellen. Nur so wird man ihren Sinn und ihren Geist verstehen. Wenn Sie also der Aphorismus *Alle Moden sind reizvoll* als zu absolut schokkiert, können Sie, ohne Gefahr, sich zu täuschen, sagen: Alle waren zu Recht reizvoll.

Die Frau ist wirklich in ihrem Recht, und sie erfüllt sogar eine Art Pflicht, wenn sie sich bemüht, magisch und übernatürlich zu erscheinen. Sie muss erstaunen, sie muss bezaubern; als Götzenbild muss sie sich mit Gold schmücken, um angebetet zu werden. Sie muss sich von allen Künsten die Mittel entlehnen, um sich so besser über die Natur zu erheben, die Herzen zu unterwerfen und die Geister betroffen zu machen. Es spielt nur eine kleine Rolle, dass die Kniffe und Künste allen bekannt sind - wenn nur der Erfolg sicher und die Wirkung unwiderstehlich ist. So betrachtet wird der philosophische Künstler leicht zur Legitimation all der Praktiken finden, die die Frauen zu allen Zeiten angewendet haben, um ihre zerbrechliche Schönheit zu

Beim Bemalen seines Modells Miranda interessiert sich der Visagist Serge Diakonoff nicht für die Hervorhebung oder Verdeckung natürlicher Gegebenheiten, sondern für den rituellen Charakter des Maskenhaften.

sichern und sozusagen zu vergöttlichen.

Deren Aufzählung wäre endlos; aber, um uns darauf zu beschränken, was unsere Zeit gemeinhin *Schminken* nennt – wer sieht nicht, dass der Gebrauch des Reispuders, der von unsern wahrheitsliebenden Philosophen so einfältig in den Bann geschickt wird, zum Zwecke und zum Ziel hat, die Flecken von der Haut zum Verschwinden zu bringen, die die Natur dort in so verletzender Weise gesät hat, und in der Körnung und Färbung der Haut eine abstrakte Einheit herbeizuführen, eine Einheit – gleich jener, die das Trikot erzeugt –, die das menschliche Wesen sofort der Statue näherbringt, das heisst einem göttlichen, höheren Wesen?

Was das künstliche Schwarz betrifft, das das Auge umrahmt, und das Rot, das die obere Wange betont: obschon der Gebrauch der beiden Farben auf das gleiche Prinzip zurückgeht, auf den Wunsch nämlich, die Natur zu übertreffen, so dient doch das Ergebnis der Befriedigung eines ganz entgegengesetzten Bedürfnisses. Rot und Schwarz bedeuten Leben, ein übernatürliches, massloses Leben; dieser schwarze Rahmen macht den Blick tiefer und einzigartiger, gibt dem Auge entschiedener den Charakter eines Fensters, das den Ausblick auf das Unendliche eröffnet; das Rot, das den Backenknochen entflammt, verstärkt die Klarheit der Pupille und

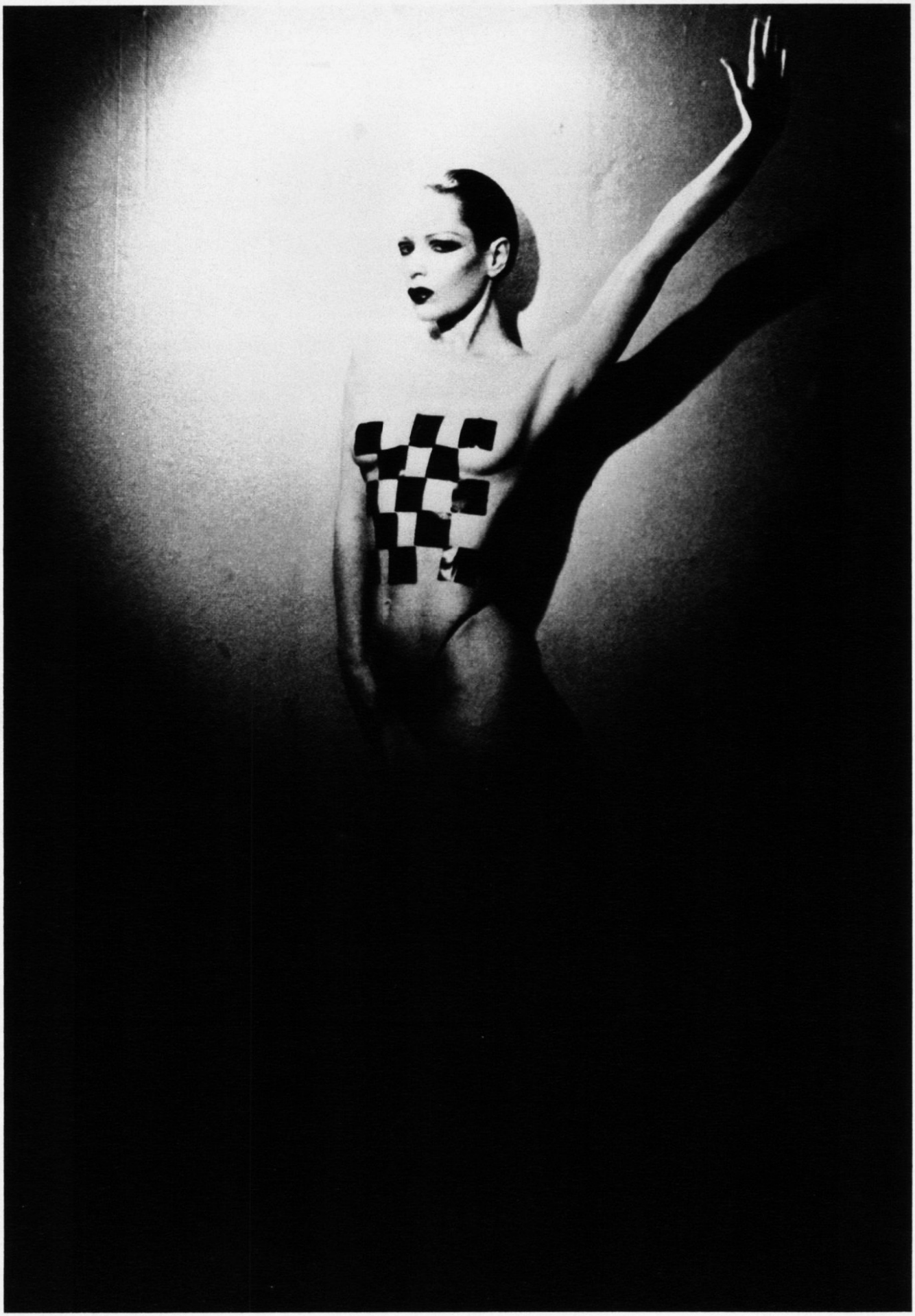
Diakonoffs «Baum-Kopf» war als Dia-Projektion Teil eines Dekors für das Stück «La Belle au Bois dormant», das im Winter 1981/82 im Palais du Congrès in Paris aufgeführt wurde.

fügt zu einem schönen Frauenantlitz die geheimnisvolle Leidenschaft der Priesterin.

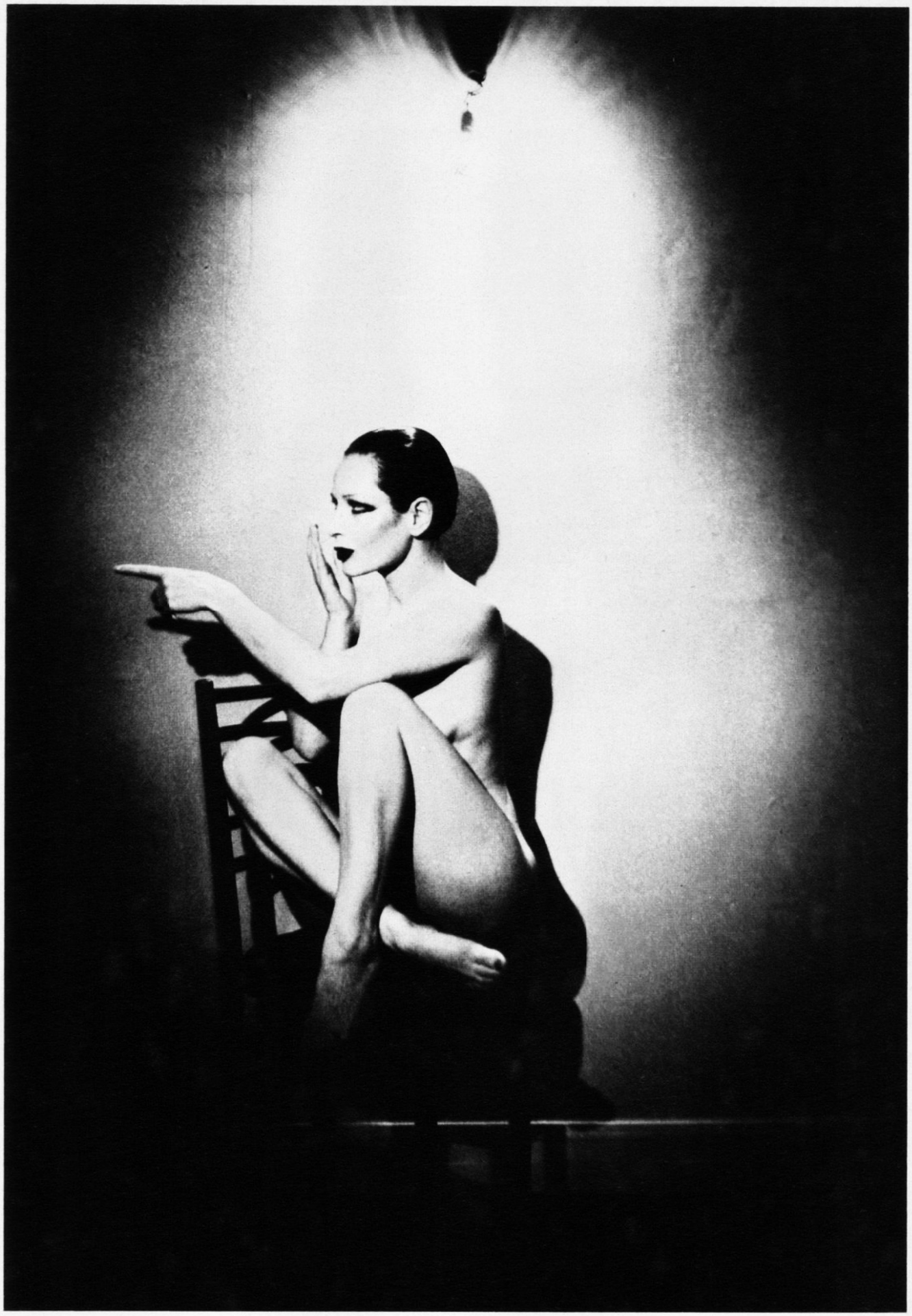
So darf man also, wenn man mich richtig versteht, das Gesicht nicht in der vulgären, uneingestandenen Absicht bemalen, die schöne Natur nachzuahmen und mit der Jugend zu wetteifern. Man hat im übrigen beobachtet, dass künstliche Mittel Hässlichkeit nicht verschönern, sondern nur der Schönheit dienen können. Wer würde es wagen, der Kunst die undankbare Aufgabe zuzuweisen, die Natur nachzuahmen? Die Schminkkunst hat sich nicht zu verbergen, muss sich keine Mühe geben, unbemerkt zu bleiben; sie kann sich im Gegenteil offen zeigen, wenn nicht mit Geziertheit, so doch wenigstens mit einer gewissen Unbefangenheit.

Gerne gestatte ich jenen, die von ihrem tiefen Ernst gehindert werden, das Schöne bis in seine winzigsten Offenbarungen zu suchen, über meine Gedanken zu lachen und sie kindischer Feierlichkeit zu beschuldigen; ihr sittenstrenges Urteil kann mich nicht berühren. Ich begnüge mich damit, mich auf die wahrhaften Künstler zu berufen sowie auf die Frauen, die bei ihrer Geburt einen Funken jenes heiligen Feuers mitbekommen haben, an dem sie sich nun ganz entzünden möchten.

(Charles Baudelaire, «Eloge du Maquillage», Übersetzung Verena Müller)



Manon: Bild aus der Serie «Elektrokardiogramm 303/304», 1979. Am Anfang dieser Photosequenz steht das Bild eines Mädchens (Manon), ungeschminkt. Allmählich geht das Dekor der Wand auf den Körper über. Er wird glamourhaft zur Schau gestellt. Das Gesicht nimmt die Formen des Idols an.



Manon: Bild aus der Serie «Die graue Wand oder 36 schlaflose Nächte», 1979. Die Künstlerin sagt über sich selbst: «Selbstdarstellung ist eine Gratwanderung zwischen dem Wunsch nach einem möglichst perfekten Produkt und dem Bedürfnis, jede Illusion zu zerstören.»